

«Die KABB waren ein Quantensprung»

Dieses Jubiläumsinterview ist ein doppeltes: zu 50 Jahren FiBL und (fast) 35 Jahren Mister Bioackerbau.

Bioaktuell: Hansueli Dierauer, nach Abschluss Ihres Studiums in Agronomie arbeiteten Sie am Reckenholz in Zürich Affoltern, heute Agroscope. In der Gruppe Herbologie testeten Sie Glyphosat. Wie kamen Sie auf diese Idee?

Hansueli Dierauer: Als Babyboomer waren wir viele Studienabsolventen und konnten uns die Arbeit nicht aussuchen. Für mich war es wichtig, überhaupt einmal in der Welt der Wissenschaft anzukommen und Fuss zu fassen. Also nutzte ich diese Gelegenheit und lernte dort bei der Arbeit alle Ackerkulturen kennen. Das war aber auch die Zeit, als Atrazin unter Beschuss kam. Es war das am häufigsten verwendete Herbizid und man fand es überall im Trinkwasser. Ich musste Ersatzprodukte testen. Glyphosat, besser bekannt unter dem Namen Roundup, galt damals als die Lösung. Man sagte uns, es sei ein Herbizid einer völlig neuen Generation, es baue sich innerhalb von zwei Wochen ab, sei in der Giftklasse 5 eingeteilt und im Vergleich zu anderen Herbiziden unbedenklich. Dass seine Abbauprodukte persistent sind, das wusste man damals noch nicht. Atrazin verschwand schliesslich fast vollständig. Heute hat man wieder das gleiche Problem mit Roundup im Wasser. Das zeigte mir, wie ein Problem bloss durch das nächste ersetzt wurde und Herbizide keine Lösung sind. Einer meiner Vorgänger bei dieser Arbeit war übrigens Peter Kunz von der späteren Getreidezüchtung GZPK. Auch Urs Niggli, der spätere FiBL-Direktor, war zur gleichen Zeit Herbologe, jedoch am Standort Wädenswil.

Warum hörten Sie am Reckenholz auf?

Wir waren ständig mit einem kleinen Spritzgerät im Einsatz, mit einem Spritzbalken von 1,50 Meter Breite, die Druckflasche auf dem Rücken. Wir mischten die pulverförmigen und flüssigen Herbizide auf dem Feld selbst an. Sie liefen uns beim Abfüllen in die kleinen Reagenzgläser oft über die Hände oder

«Wir hatten bloss einen kleinen Fiat-Traktor. Wir mussten alle Geräte von den umliegenden Betrieben ausleihen.»

staubten stark. Wir hatten keine Maske und arbeiteten ohne Handschuhe. Stiefel trugen wir, gerade barfuss waren wir also nicht. (lacht) Als mein damaliger Chef ein neues Buch zur Unkrautbekämpfung publizierte, durfte ich darin eine Seite zur mechanischen Unkrautregulierung schreiben. Hackgeräte galten als veraltet und mit dem flächenhaften Herbizideinsatz ging die Technik vergessen. Für die nun aufkommenden IP-Suisse-Betriebe sollte das verlorene Wissen wieder zugänglich

gemacht werden. Nur die wenigen Biobäuerinnen und -bauern in der Schweiz nutzten noch Hacke und Striegel. Doch sie wurden von den konventionellen Betrieben als Aussenseiter angeschaut, von denen man nichts lernen kann. Ich fand diese Alternativen interessant und habe nach alter Literatur zur mechanischen und thermischen Unkrautregulierung gesucht.



Hansueli Dierauer Bild: zVg

So verfasste ich meinen ersten Beitrag, ohne zu wissen, dass mich dieses Thema dann 30 Jahre begleiten würde. Übrigens gab es damals nur gerade den Rabe-Striegel und die Schmotzer-Hacke. Die Sternhacke und die Hackbürste von Bärtschi kamen gerade auf. Die Auswahl war also noch überschaubar. Nach drei Jahren hatte ich genug von der Herbizidprüfung und begab mich auf eine Weltreise. Von Australien aus bewarb ich mich bei der FiBL-Forschung.

Sie begannen 1988 am FiBL in Oberwil, Baselland.

Was war Ihre Aufgabe?

Ich übernahm ein Projekt zur Verbesserung der mechanischen Unkrautregulierung. Wir untersuchten in Weizen, wie sich verschiedene Reihenabstände sowie der Striegel allein und in Kombination mit Scharhacken auf die Bodenbedeckung und den Ertrag auswirken. Später folgten ähnliche Projekte in Mais und Soja. Das Kerngeschäft des FiBL war zu jener Zeit der DOK-Versuch, der bereits seit 1978 lief. Damals hatten wir nur einen Feldtechniker dafür. Meine Versuche legte ich um die DOK-Fläche herum an. Ich musste sie von der Aussaat bis zur Ernte selbst betreuen. Wir hatten aber bloss einen kleinen Fiat-Traktor. Wir mussten alle Geräte bei den umliegenden Betrieben ausleihen und die Feldarbeiten selbst verrichten. Bei der Aussaat unterstützten uns aber Biobäuerinnen und -bauern aus der Umgebung. Ausserhalb des FiBL hatte ich meinen ersten Exaktversuch bei Samuel Vogel im aargau-

schen Kölliken angelegt. Ich selbst habe nicht am DOK mitgearbeitet. Für Langzeitversuche wurde ich nie richtig warm, ich habe wahrscheinlich zu wenig Geduld dazu. Ich wollte das System Biolandbau verstehen und weiterentwickeln, das heisst, schnell einen direkten, praktischen Effekt sehen.

Wie sah es damals am FiBL aus?

Wir waren in einer alten Villa auf dem Bernhardsberg in Oberwil einquartiert. In den Badezimmern hatten wir Labors eingerichtet, die Kinderzimmer waren unsere Büros. Wir nutzten auch die Küche, wo jeden Mittag einer von uns kochen musste. Wir waren rund 20 Personen. Zu Füssen des Bernhardsbergs und bereits auf Therwiler Boden lag und liegt eben der DOK-Versuch. Es gab damals nur die Forschung mit Schwerpunkt Pflanzenbau und die Beratung. Erst viel später in Frick kamen die Tiere hinzu. 1993 gab es einen finanziellen Engpass. Ausgerechnet, als Coop Lizenznehmerin der Knospe wurde und der Aufschwung im Biolandbau begann. Ich ging für vier Jahre in die Privatwirtschaft, in ein Treuhandbüro im Agrarbereich. 1997 kehrte ich ans FiBL zurück, das gerade nach Frick im Aargau umgezogen war.

Nun in welcher Funktion?

Als Bioberater Nordwestschweiz, vor allem für Baselland, Solothurn und Aargau. Ich machte hauptsächlich Umstellberatungen und ein Nitratprojekt im aargauischen Klettgau. Als Ergänzung machte jeder von uns Beratern auch Biokontrollen, als diese noch vom FiBL durchgeführt wurden. Man konnte natürlich nicht den gleichen Betrieb kontrollieren, den man in der Umstellung beraten hatte. Aber wir lernten viel für die Beratung daraus. Der Start in Frick erfolgte mit rund 60 Mitarbeitenden, wir kannten uns noch alle. Mit wachsender Grösse gab es verschiedene Gruppen mit drei bis zehn Mitarbeitenden, etwa zu Gemüsebau, Obstbau, Pflanzenschutz, Boden, Tieren, Ökonomie und internationaler Beratung. Die ersten zehn Jahre in Frick spezialisierte ich mich zusehends auf ver-

*«Es scheint mir nicht ganz ehrlich,
nur die einfachen Kulturen
in Bio zu machen. Deshalb wollte ich
den Bioraps entwickeln.»*

schiedene Projekte zu Weizensortenprüfung, Zuckerrüben, Soja, Lupinen, Raps, Krähenfrass in Mais, Bodenbearbeitung, Mischkulturen, Kartoffelsorten. Dann kam immer mehr Gremienarbeit dazu, etwa in der Fachgruppe Ackerkulturen von Bio Suisse, in technischen Kommissionen von Swissgranum, bei der IG Biosaatgut. Bis etwa 2008 war ich alleine Ackerbauberater, mit Maurice Clerc in der Westschweiz und Daniel Böhler im Hintergrund. Seither habe ich die Ackerbaugruppe aufgebaut, auf inzwischen zwölf Personen. Von 2002 bis 2010 war ich auch Leiter der FiBL-Beratung.

Wuchs die Gruppe so stark, weil der Ackerbau im Biolandbau an Gewicht gewann?

Ja, in letzter Zeit sicher. Der Hauptgrund war aber, dass das Bundesamt für Landwirtschaft Doppelspurigkeiten in der

Forschung vermeiden wollte, insbesondere im Ackerbau, wo Reckenholz und Changins stark sind. Also hat sich das FiBL auf die Spezialkulturen Obst, Wein, Gemüse und später auf die Tierhaltung konzentriert. Im Ackerbau haben wir dafür die Beratung ausgebaut und mit einfachen Praxisversuchen angefangen, welche die Forschung nicht besonders interessierten. Hinzu kam, dass Bio Suisse auf Antrag ihrer Fachgruppe ab 2008 zweckgebundene Knospe-Ackerbaubeiträge einführte, die KABB. Wir wollten im Jahr 2000 beispielsweise Bioraps entwickeln, aber weder Biofarm noch das FiBL hatten Geld dafür. Es brauchte eine Kasse, um solche Praxisforschung sowie die On-Farm-Beratung mitzufinanzieren. Der Vorschlag eines Produzentenbeitrags von damals wie auch heute noch 20 Franken pro Hektare offene Ackerfläche kam dann tatsächlich durch. Zu Beginn war die Bioackerfläche noch klein und das ergab erst wenig Geld. Aber für uns war das ein Quantensprung. Die Forschung von FiBL, Biofarm und auch GZPK profitierte sehr davon. Und Bio Suisse von der Forschung.

Ist das ein Grund für die enge Zusammenarbeit von FiBL und Bio Suisse im Ackerbau?

Ja, eindeutig. Wir haben ja auch Einsitz in der Fachgruppe. Das FiBL ist eine Gründungs- und Mitgliedorganisation von Bio Suisse. Wir hatten zwar auch etwas Unterstützung von einzelnen Kantonen. Dieser Anteil ging aber laufend zurück und das Geld reichte nirgends hin. Nun aber konnten wir bei Bio Suisse Projekte eingeben. Wir bauten ein schweizweites Netzwerk für die On-Farm-Sortenversuche auf. Zuerst im Weizen. Dann half Bio Suisse beim Versuchsnetz für Kartoffeln. Das war nur möglich dank der KABB.

Wer bestimmte, woran geforscht werden soll?

Die Fachgruppe setzt jährlich Prioritäten. Darin ist auch der Markt vertreten. Also weiss die Fachgruppe, welche Kulturen gesucht sind und wo es anbautechnische Probleme gibt. Bekannt ist beispielsweise der Mangel an Biozuckerrüben. Das FiBL kann Hand bieten, die Kultur zu entwickeln und wir sind daran, mit Forschungsprojekten die Anbauprobleme zu lösen.

Braucht es überhaupt Biozuckerrüben oder auch Bioraps, wenn sie im biologischen Anbau so schwierig sind?

Der Fokus des FiBL liegt auf den Hauptkulturen mit grossem Potenzial. Für Bioprodukte brauchts schliesslich auch Zucker. In der Schweiz gibt es 16 000 Hektaren Zuckerrüben. Ein Prozent davon ist Bio. Beim Raps dasselbe, 20 000 Hektaren insgesamt, ein Prozent Bio. Es scheint mir nicht ganz ehrlich, nur die einfachen Kulturen wie Weizen, Dinkel und ein wenig Mais in Bio zu machen. Das war für mich die Herausforderung, den Bioraps zu entwickeln, er hatte grosses Potenzial und der Markt war da. Wir forschten etwa zehn Jahre dazu. Das ging lange gut. Aber nun mit der Klimaveränderung und auch mit dem Verbot der Neonicotinoide im konventionellen Landbau, die lange alles unterdrückten und auch die Nützlinge dezimierten, stieg der Schädlingsdruck enorm an, etwa von Erdflöhen oder neuen Insektenkategorien wie dem Stengelrüssler. Darauf waren wir nicht vorbereitet. Es wird dauern, bis sich das Gleichgewicht wieder einpendelt. Anders als früher ist es nun im Herbst oft warm und trocken, das lieben die Erdflöhe. Sie kommen auch früher im Jahr. Erschwerend ist natürlich, dass der Biolandbau in den Ackerkulturen keinerlei Mittel spritzen darf, nicht einmal Schmierseife gegen Läuse in

den Zuckerrüben. Das ist eine massive Herausforderung. Die Mittel sind dem Gemüsebau vorbehalten, weil er kleinflächiger ist, wobei das nicht auf alle Betriebe zutrifft.

Besteht nicht die Gefahr, dass man die Bioforschung zu sehr den Marktanforderungen unterordnet, zum Beispiel bei der Backqualität des Weizens?

Die Grossverteiler wollen gute Qualität, sonst müssen ihre Bäckereien Kleber zukaufen. Es gab die Wahl: den Biopreis senken und den Weizen mit Trockenkleber aufmischen oder den Bioweizen verbessern. 2012 einigte sich die ganze Branche in Workshops, nur noch Topsorten einzusetzen. Klar, es fallen dadurch Sorten raus, die resistenter wären, besser geeignet im Biolandbau, agronomisch sinnvoller. Es ist ein Verschleiss an Sorten. Die GZPK hat es aber geschafft, resistente Sorten mit gutem Ertragsniveau zu züchten. Bei Raps und Zuckerrüben haben wir europaweit noch keine Biozüchtung, weil die Bioflächen zu klein sind. Bei Kartoffeln gab es vor sieben Jahren den ersten Erfolg mit einer krautfäuleresistenten Sorte. Da ist der Biolandbau auf konventionelle Sorten angewiesen, etwa der deutschen KWS. Das sind alles Hochleistungssorten.

Welches sind die Meilensteine im Schweizer Bioackerbau?

1993 war mit dem Eintritt von Coop ins Biogeschäft ein Schlüsseljahr. Bis dahin gab es noch kaum einen Markt für Bio, noch keinen Bioproduzentenpreis, kaum Produkte im Grosshandel, nur in der Direktvermarktung und in einigen Biofachgeschäften. Bio war quasi inexistent. Aus heutiger Perspektive lief die ersten 20 der 50 FiBL-Jahre auf dem Markt

*«Ausschlaggebend war der
(Journée de réflexion grandes cultures)
2004 mit allen wichtigen Playern
im Biolanbau.»*

fast nichts. Kurz darauf verlangte auch die Migros nach Bioprodukten. Die Anzahl Biobetriebe wuchs entsprechend. Ein nächster Meilenstein war 1997. Mit der ersten Bioverordnung wurde der Biobegriff geschützt. Bei den Direktzahlungen gab es nun Biobeiträge. Als Grundlage dafür diente eben beispielsweise der DOK-Versuch. Um höhere Direktzahlungen zu rechtfertigen, mussten wir ja begründen, dass Demeter und bioorganisch hinsichtlich Umweltleistung besser sind als konventionell. Das konnte man in diesem direkten Vergleich der Anbausysteme zeigen. Das war ein grosser Erfolg. Für uns waren auch die damaligen Gründungen der GZPK und der Sativa Rheinau als zukünftige Partner sehr wichtig.

Erst 1997 wurde Bio offiziell anerkannt.

1997 taufte sich der VSBLO in Bio Suisse um, und ungefähr damals bildete man die Fachgruppen, ich stiess 2002 zur Fachgruppe Ackerkulturen. Von nun an gab es die Richtpreisverhandlungen. Die Abnehmer verpflichteten sich in einem «Gentlemen's Agreement», zuerst alles Schweizer Getreide abzunehmen, bevor sie die um ein Drittel günstigere Ware importierten. Das war manchmal wirklich entmutigend, dass nur der Preis zählte. Ich machte zum Beispiel damals schon

Versuche mit gesetzten Zuckerrüben, gemeinsam mit der Fachstelle für Zuckerrüben der Zuckerfabriken. Die Bestrebungen scheiterten aber einerseits am zu teuren Anbau, andererseits gab es noch keinen Biopreis dafür, bloss einen kleinen Zuschlag. Das Interesse der Abnehmer fehlte, der Biozucker ging dann sogar wieder in den konventionellen Kanal. Eine separate Vermarktung lohnte sich aufgrund der kleinen Menge nicht. Heute ist das ganz anders.

Gibt es weitere Ackermeilensteine?

Ausschlaggebend war der «Journée de réflexion grandes cultures» 2004 mit allen wichtigen Playern im Biolandbau. Wir machten Tabellen mit Angaben für jede Kultur: Wo stehen wir damit, wie ist der Preis, wie der Importpreis, welche Flächen streben wir an, wie ist das Potenzial der Kultur? Angefangen bei Weizen, Dinkel, Roggen, dann kamen Emmer und Speisehafer. Wir sagten damals schon, wir sollten Speisehafer machen. Wir begannen Programme zu entwickeln, welche Kulturen wie gefördert werden sollen. Das läutete eine neue Phase der Diversifikation ein. Plötzlich gab es Hafer, Lein, Polentamais, Hirse. Alles war im Teststadium auf Parzellen von wenigen Hektaren. Es gab erste Versuche mit Mischkulturen. Das alles kam hauptsächlich dank dieser Programme zum Blühen, das gab Aufschwung. Wir hatten bei den Nischenkulturen viele Projekte mit Biofarm. Sie war einer der wichtigsten Partner, war ebenfalls in der Fachgruppe vertreten und direkt am Markt tätig. Am FiBL selbst konzentrierten wir uns, wie gesagt, auf Versuche bei den Hauptkulturen und Leguminosen, die 2008 eben mit den KABB – auch sie ein Meilenstein – in Schwung kamen.

Daraus gingen also die Versuche mit Mischkulturen hervor?

Ja, die Flächen mit den agronomisch wertvollen Körnerleguminosen wie Ackerbohnen und Eiweisserbsen nahmen wegen Läusen und Lagerproblemen ab und erreichten 2008 mit nur noch 50 Hektaren in der ganzen Schweiz einen Tiefpunkt. Man entschied, Mischkulturen zu testen. Es brauchte eine Auftrennung der Ernte, die Mühlen Rytz und Lehmann machten mit. Einige Mischungen zeigten gute Resultate. 2011 kam das Migros-Projekt zur Förderung von Schweizer Eiweisskulturen dazu, das wir gemeinsam mit Bio Suisse über acht Jahre aufbauten. Das war ein grosses Thema, die Biosoja stammte vorher hauptsächlich aus China. Die Erbsen-Gersten-Mischung läuft seither gut.

Andere Mischkulturen hatten nicht wirklich Erfolg?

Es gibt keine pauschalen Lösungen. Man sollte ein Erfolgsmodell nicht zu einem Mythos machen und auf alle anderen Kulturen übertragen wollen. Es gibt viel weniger Kulturen, die in Mischkulturen angebaut werden als in Reinkultur. Es gibt ja keine spezielle Züchtung für Mischkulturen. Soja zum Beispiel geht nicht in Mischkultur, weil sie sehr empfindlich auf Konkurrenz durch andere Pflanzen reagiert. Inzwischen hat man die Sojazüchtung so vorangebracht, dass sie schneller, dichter und höher wächst und so auch in Reinkultur gelingt und das Unkraut im Griff gehalten werden kann. Jetzt sind die Mühlen eher an reinem Soja interessiert als an Ackerbohnen in Mischkultur mit dem entsprechenden Auftrennungsaufwand.

Ein wichtiger Schritt war auch die erste Biooffensive.

Sie löste vor allem in der Romandie viele Bioumstellungen aus, worauf sie auch abzielte. Denn hier lag der Bioanteil noch

deutlich unter jenem in der deutschen Schweiz. 2004 gab es in der Westschweiz knapp 1000 Hektaren Bioackerfläche. 2012 führten wir zusammen mit Sativa Rheinau und Bio Suisse den ersten Bio-Ackerbautag durch, der inzwischen bereits achtmal stattfand.

Die aktuelle Ackerbauoffensive will erneut Biobetriebe dazugewinnen. Sie trifft auf ein schwieriges Umfeld.

Im Biolandbau gab es immer diese Wellenbewegung. Das wird sich wieder fangen, denke ich. Gerade in der Schweiz mit ihrer höheren Kaufkraft als etwa in Deutschland. Die Bäuerinnen und Bauern sind zurzeit aber sehr vorsichtig, weil die wirtschaftlichen Zeichen und die Stimmung allgemein schwierig sind und man noch nicht weiss, wie sich die Konsumentinnen und Konsumenten verhalten werden. Allenfalls wird dadurch das Ziel der Offensive, die 15 000 Hektaren zusätzliche Bioackerfläche anpeilt, erst später erreicht. Aber der Markt ist da, die Grossverteiler suchen Biogetreide und weitere Ackerkulturen. Die Schweiz hat mit der Knospe ein sehr starkes Biolabel und versucht, alle Bioproduzentinnen und -produzenten mitzunehmen. Ich hoffe, das bleibt so und es gibt nicht noch weitere Labels. Das trägt nur zur Verunsicherung bei.

Besteht in der Deutschschweiz auch ein Potenzial an grossen Umstellbetrieben, wie damals in der Romandie?

Die Betriebe in der Romandie sind allgemein grösser als in der restlichen Schweiz. Für solche ist es grundsätzlich lukrativer, auf Bio umzustellen. Und wer in der Deutschschweiz umstellen wollte, hat das vermutlich bereits getan. Darum ist die Herausforderung für diese zweite Offensive grösser.

Kommt hinzu, dass mit umgestellten Ackerflächen immer auch die Tierhaltung mitkommt. Wir wollen ja nicht nur viehlose Betriebe. Diese haben zwar am meisten Ackerbau, sind aber wegen des Hofdüngermangels am schwierigsten umzustellen. Deshalb wären gemischte Betriebe mit Vieh gut. Aber der Biomilch- und Biofleischmarkt zeigten bisher auch diese Schwankungen.

Kam man auch beim pfluglosen Bioackerbau weiter?

2014 wurde die Direktzahlungsverordnung angepasst. Da war ich fürs FiBL in einer Arbeitsgruppe des Bundes. Zusammen mit der Bodenschutzfachstelle des Kantons Bern brachten wir durch, dass man auch für reduzierte Bodenbearbeitung ohne

«Mit bioaktuell.ch konnten wir unsere ganze On-Farm-Forschung ab 2012 online präsentieren. Das verbesserte den Wissenstransfer enorm.»

Herbizide, sogenannte Mulchsaat, zusätzliche Direktzahlungen erhält. Geplant waren sie nur für die pfluglose Direktsaat, die aber Glyphosat verwendet, weshalb der Biolandbau nicht profitieren konnte. Die Änderung war ein Anreiz für den Biolandbau, auch vermehrt auf den Pflug zu verzichten. Ich betreute während acht Jahren ein Projekt, bei dem wir Maschinenvorfürungen für die reduzierte Bodenbearbeitung



Hansueli Dierauer mag Flurgänge und den von ihm mitinitiierten Bio-Ackerbautag, hier 2019 auf der Bioschwand. Bild: Jonas Wiedmer

machten und auf rund 20 Betrieben schweizweit je auf einer Parzelle die Hälfte pflügten und die andere reduziert mit Grubber bearbeiteten. Während fünf Jahren hatten wir auch ein Projekt für Direktsaat, natürlich ohne Herbizid dafür mit einer Messerwalze. In einzelnen Jahren mit optimalen Bedingungen war das erfolgreich. Aber es gab leider auch die nassen und kühleren Jahre mit 30 Prozent Ertragsausfall aufgrund des Wiederaufwuchses der Gründüngungen.

Lässt man die Direktsaat im Biolandbau also fallen?

Sie ist bisher nicht wirklich ideal für den Biolandbau. Die Ertragsschwankungen sind zu gross. Die Mulchsaat ist ein guter Kompromiss. Sie wurde auch von der regenerativen Landwirtschaft aufgenommen und weiterentwickelt. Pflanzenreste nur oberflächlich einarbeiten, den Boden tief lockern und flach bearbeiten – das war schon immer ein Ziel des Biolandbaus. Auch die Begrünungen mit Untersaaten und über den Winter sind auf vielen Biobetrieben selbstverständlich. Das Problem ist, dass diese Grundsätze auf einigen Betrieben in Vergessenheit geraten sind und die Richtlinien von Bio Suisse nicht alles definieren können. Das Gute an der regenerativen Landwirtschaft ist, dass sie nun das Interesse der Bäuerinnen und Bauern am Boden wieder weckt. Ein eigenes Label ist es aber nicht, da es nicht genau zu definieren ist. Meiner Meinung nach ist «regenerativ» in den Grundsätzen des Biolandbaus enthalten und daher keine separate Schiene.

Seit 25 Jahren, während Ihrer ganzen Zeit in Frick, ist Ihre Praxisforschung im Ackerbau drittfinanziert.

Ja, hauptsächlich durch Bio Suisse, Kantone, Bundesamt für Landwirtschaft, die beiden Grossverteiler und das EU-Forschungsprogramm Horizon. Mir war immer wichtig, mit



Hansueli Dierauer inmitten seines Elements Acker. Bild: zVg

jenen zusammenzuarbeiten, die am gleichen Strick zogen. Genau diese Zusammenarbeit wird heute auch in allen Projekten der EU gefordert. Wie auch die Kooperation zwischen Forschung und Praxis. Wir hatten noch nicht einmal Namen

dafür, jetzt heisst das beispielsweise Living Labs, also Labors der Zusammenarbeit unter Realbedingungen.

Gibt es auch Wermutstropfen, welche Sie als «Mister Ackerbau am FiBL» – so nannte Sie das Magazin «Die Grüne» einmal – schlucken mussten?

Es gab Themen, die wir nicht lange genug verfolgten. Sei es aus Geldmangel oder weil man wieder andere Prioritäten setzte. Das bereue ich etwas.

Woran denken Sie?

Bei der erwähnten Direktsaat hatten wir durchgezogene aber teilweise gute Resultate. Dennoch gaben wir die Versuche nach fünf Jahren auf. Ähnlich war es mit einem Krähenprojekt. Hinzu kommt, dass sich unsere frühere Praxisforschung nirgends in Forschungspublikationen oder im Internet findet. Also zählt sie heute auch nicht mehr. Unsere

«Die Einbindung der Bäuerinnen und Bauern ist mir eine Herzensangelegenheit.»

Beiträge in den grünen Medien, auch im Bioaktuell, kamen nicht in der Wissenschaft an. Was wir in der Praxis testeten, existiert somit für die Forschung nicht. Das finde ich etwas bitter, da Praxisversuche ansonsten hochgelobt werden. Für Glaubwürdigkeit in der Wissenschaft braucht es wiederholbare randomisierte Versuche. Wir aber prüften in unseren Streifenversuchen, ob etwas funktionierte oder nicht, machten eine Ausscheidung und entwickelten den Versuch jährlich weiter. Also das eigentliche Gegenteil eines wissenschaftlichen Versuches mit standardisierten Verfahren über mindestens vier Jahre oder Langzeitversuche. Aber wir erreichten dafür schnell praxistaugliche Resultate. Mit der Lancierung der Onlineplattform bioaktuell.ch konnten wir unsere ganze On-Farm-Forschung ab 2012 online präsentieren. Das war sehr erfreulich und verbesserte den Wissenstransfer enorm.

Sie sehen auch die Biointensivierung eher kritisch?

Ich finde es hart, wenn die Bäuerinnen und Bauern von der Wissenschaft zu hören kriegen, dass ihre Erträge zu mager seien. Dabei strengen sie sich jedes Jahr an. Bei gewissen Biokulturen schwanken die Erntemengen einfach enorm. Aber grundsätzlich ist das Niveau der Schweizer Bioerträge im Vergleich zum Ausland enorm hoch. Ich erhielt letzthin eine Nachricht aus der französischen Bretagne. Der Weizen erreicht dort unter einigermassen vergleichbaren klimatischen Bedingungen nicht einmal im konventionellen Anbau die rund 50 Dezitonnen unserer Biobetriebe. – Ob bei uns Gentechnik im Spiel sei? (lacht) In der Bretagne erbringt Bioweizen durchschnittlich 30 Dezitonnen. Gegenüber unseren 50 sind das Welten. Den Unterschied macht wohl aus, dass die dortigen Ackerbaubetriebe keine Tiere und damit wenig Hofdünger haben. Die Grossverteiler brauchen Liefersicherheit. Das ist verständlich. Deshalb ist unser Hauptziel bei den schwierigen Kulturen die Ertragsstabilisierung, nicht seine Steigerung. Daran arbeiten wir seit 20 Jahren, ob bei Kartoff-

fein, Raps oder Zuckerrüben; und daran, die teure Handarbeit beim Jäten zu ersetzen.

Was ist Ihnen das Wichtigste an der Arbeit am FiBL?

Die Einbindung der Bäuerinnen und Bauern ist mir eine Herzensangelegenheit. Ich war mir auch nie zu schade, die praktische Arbeit selbst zu tun. Ich habe ein schlechtes Gewissen, wenn ich den Eindruck erhalte, die Forschung sei abgehoben. Wir können enorm viel von der Praxis lernen. Die Innovationen kommen meistens von dort und weniger aus der Forschung. Wir nehmen diese dankbar auf, begleiten, beurteilen und ordnen diese Ideen so gut es geht ein.

Stellt das Konzept am FiBL, wonach Forscherinnen und Forscher auch Beraterinnen und Berater sein sollen, nicht genau diesen Bezug zur Basis sicher?

Für mich geht es nicht auf. Wissenschaft und Praxis sprechen oft nicht die gleiche Sprache. Es ist gar nicht so einfach, sich gegenseitig zu verstehen, es ist aber entscheidend. Als Berater muss man gerne mit Menschen umgehen und den Kontakt zur Basis ständig pflegen. Und es braucht viel Wissen über den Lebensalltag auf den Betrieben, etwa über Direktzahlungen und Richtlinien. Ich habe immer versucht, den Gesamtbetrieb im Kopf zu haben, mitsamt seinem Betriebsleiter und in der konkreten Situation. Das ist ein Unterschied zum Forscher, der sich in der Regel eher für ein Detail interessiert, um dieses genauer verstehen zu können.

Was ist Ihr Wunsch für das FiBL der Zukunft?

Ich wünsche dem FiBL, dass es der praxisnahen Forschung Sorge trägt und die Praxisversuchsnetze in der Schweiz weiter ausbauen kann. Da sehe ich eine gewisse Gefahr der Distanzierung mit der zunehmenden Grösse des Instituts. Versuchsnetze müssen auch gepflegt und neue Ideen eingespeist werden. Das FiBL kann auch helfen, Lösungen für den Klimawandel und für die damit verbundene Zunahme der Schädlinge zu finden. Innovationen in der Anbautechnik sollten wichtiger bleiben als Ökobilanzen zu rechnen. Ausserdem wünsche ich mir natürlich, dass die Beratung weiter gestärkt wird.

Interview: Stephanie Fuchs



Weiterhin gefragter Experte am FiBL

Hansueli Dierauer gab die Leitung der Gruppe Anbautechnik Ackerbau Mitte 2022 ab. Das FiBL kann weiterhin im Rahmen eines 40-Prozent-Pensums auf ihn zählen. *sf*
Eine gekürzte Version des Interviews ist in der Bioaktuell-Ausgabe 2 | 23 gedruckt erschienen.

 www.bioaktuell.ch > Aktuell > Magazin

Stimmen und Anlässe zum 50-Jahre-Jubiläum

Neben dieser Interviewserie kommen online laufend weitere Persönlichkeiten zu Wort. Sie berichten über das FiBL und ihre Verbindung zum Institut. Auf dem Festprogramm steht auch eine Reihe von Anlässen. Höhepunkt ist die zehntägige FiBL-Karawane. Sie besucht Betriebe in der ganzen Schweiz und endet feierlich am 31. August 2023 mit dem «Innovation Day» auf dem FiBL-Campus in Frick AG. *tre*

 www.fibl.org > Standorte > Schweiz > 50 Jahre FiBL